

Homophobie ist nach wie vor eine Realität: Die Suche nach den Ursachen

Trifft ein Macho einen Schwulen...

Werden gleichgeschlechtlich Liebende denn immer noch diskriminiert? Der folgende Beitrag sucht nach den Gründen, warum vor allem jugendliche und junge Männer Schwulen (stärker als Lesben) nach wie vor mit Worten, Witzen und Gewalt das Leben schwer machen.

Von Urs Stauffer, Sozialpädagoge,
Gestalttherapeut, vpod-Mitglied

Trotz Entkrampfung im Umgang mit dem Thema und trotz deutlich grösserer Präsenz von Schwulen und Lesben im öffentlichen Leben bestehen die jahrhundertealten Vorurteile hartnäckig weiter. Leider ist es nicht damit getan, Homophobie – die feindliche Haltung gegenüber Schwulen und Lesben – einfach zu verurteilen: Sie wird dadurch nicht schneller verschwinden. Weiter führt dagegen die Suche nach Erklärungen.

Doch was ist überhaupt Homophobie? Ich unterscheide drei Formen. Erstens: Vorstellungen von normal und nicht-normal, die Schwule und Lesben abwerten (immer noch steht die Frage der Therapierbarkeit im Raum, obschon längst erwiesen ist, dass sexuelle Orientierung nicht durch Therapie verändert werden kann). Zweitens: verbale Diskriminierungen wie Schwulenzitate und Schimpfwörter, das Lächerlichmachen von Schwulen und Lesben oder ihnen zugeschriebenen Verhaltensweisen («schwule Sau» ist heute immer noch weit verbreitetes Schimpfwort, im Klassenzimmer und im Sportstadion). Drittens ist von jenen Formen von Homophobie die Rede, die in manifeste Gewalt münden (Schwule gelten als «leichte» Opfer, weil sie sich nicht wehren oder lange Zeit kaum Anzeige bei der Polizei erstatteten).

Komplexes Zusammenspiel

Wenn ich bei der Frage nach Motiven vor allem männliche Jugendliche und junge Erwachsene im Auge habe, soll damit nicht gesagt sein, dass es nicht auch Homophobie gibt, die von Frauen ausgeht. Verbreitet ist die These, dass Männer und vor allem Jugendliche mit homophoben Äusserungen und Taten eigene homosexuelle Phantasien abwehren oder auf ihre Opfer projizieren. Ich halte dies für eine mögliche Motivation – aber viel

stärker dürfte es um das Thema von Männlichkeit und männlicher Identität überhaupt gehen, um das komplexe Zusammenspiel von innerpsychischen, sozialen und kulturellen Faktoren im Prozess der Identitätsfindung. Trotz der Veränderung der Geschlechterrollen sind Väter vielerorts immer noch zu wenig im Alltag und in der Kindererziehung präsent. Aus diesem Mangel an Identifikationsmöglichkeiten ergibt sich oft ein einseitiges und lückenhaftes Männerbild. Mannsein wird reduziert auf vermeintlich typische Eigenschaften wie Stärke, Aktivität, Initiative, Rationalität, Erfolg und Ausserorientierung.



Woher kommt der Hass auf Homosexuelle, besonders auf Schwule? Das Thema «männliche Identitätsfindung» steht bei der Suche nach Antworten im Zentrum.

(Foto: kasayizgi/iStockphoto)

Demgegenüber steht die Abgrenzung von angeblich typisch weiblichen Eigenschaften wie Emotionalität, Hilfsbereitschaft, Anpassungsfähigkeit, Passivität: Die Ablösung von der emotional starken Bindung zur Mutter ist umso schwieriger, je schwächer die Beziehung zum Vater ist.

Schwaches Gegenüber?

Je unsicherer sich nun der Junge in seiner männlichen Identität fühlt, desto stärker muss er das Männliche idealisieren und das Weibliche abwerten. Dazu bedarf es eines Gegenübers, das vermeintlich schwächer und unterlegen ist: zum Beispiel Schwule oder solche, die als schwul wahrgenommen oder bezeichnet werden. Schwul wird so zum Synonym für unmännlich und minderwertig. Wenn wir uns mit den Ursachen von Homophobie befassen, müssen wir uns also für die Frage interessieren, worin die spezifischen Herausforderungen für männliche Jugendliche im jeweiligen gesellschaftlichen und ökonomischen Umfeld bestehen. Was ist es, das junge Männer in ihrem Selbstwert und ihrer Identitätsfindung derart bedroht und schwächt? In der Adoleszenz geht es unter anderem darum, sich vom Elternhaus abzulösen, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, die Berufswahl zu treffen und sich im zunehmend harten Klima der Leistungsgesellschaft zu behaupten. Viel Energie erfordern auch die körperlichen und innerpsychischen Veränderungen, die Entwicklung der Sexualität, die Partnersuche. Diese Prozesse sind immer von widersprüchlichen Gefühlen geprägt. Wenn es dem Jugendlichen gelingt, diese Ambivalenzen auszuhalten und auszuleben, wird die Bildung einer gefestigten erwachsenen Persönlichkeit mit verschiedenen Anteilen im Sinne von «sowohl als auch» möglich. Wenn die Widersprüche hingegen zu gross oder zu bedrohlich sind oder wenn zu wenig psychische und soziale Ressourcen vorhanden sind, besteht die Gefahr von Abspaltungen und Polarisierungen («entweder oder»).

Wann ist ein Mann ein Mann?

Alles kreist um die Frage: Bin ich ein richtiger, ein ganzer Mann? Deshalb wird der Ausspruch «Du schwule Sau» so oft verwendet: Er dient dazu, in einer Zeit der eigenen Verunsicherung widerspruchsfreie Männlichkeit

Wenn die «schwule Sau» plötzlich ein Gesicht hat

Von Siri Kohl, Schulprojekt «GLL – gleichgeschlechtliche Liebe leben»



Sexuelle Orientierung als Schulstoff? Vielfalt lernen gehört zum Programm.

(Foto: JBryson/iStockphoto)

Ein Vormittag an einer Zürcher Kantonsschule. Ich betrete das Klassenzimmer, trage eine fehlende Schülerin ins Klassenbuch ein, lausche mit halbem Ohr den Pausengesprächen. Ein paar Buben diskutieren den Spielfilm vom Vorabend, einer von der Sorte, um die ich wegen extrem realistischer Gewaltdarstellungen immer einen weiten Bogen mache. Offenbar ist in der Gruppe einer, dem das genauso geht und der das auch sagt – und prompt bekommt er zu hören: «Du Schwuchtel!» Ich verwarne sofort den Schüler, der die Äusserung gemacht hat, mache klar, dass ich schwulenfeindliche Beschimpfungen nicht dulde und dass im Wiederholungsfalle Strafaufgaben drohen. Im Stillen denke ich: Wo bin ich hier eigentlich? Nur weil jemand

Gewaltszenen nicht mag, ist er kein richtiger Mann, verweicht, eine «Schwuchtel»? Schulalltag im Jahr 2009.

Szenenwechsel: Anderer Tag, andere Schule, gleicher Kanton. Ich bin mit einem Team von GLL unterwegs, um mit einer Schulklasse auf Einladung der Lehrperson über Homosexualität zu reden. Wir sind zu dritt, ein schwuler Kollege, die Mutter eines schwulen Sohnes und ich, die Lesbe; die Schüler wissen (noch) nichts von unserer sexuellen Orientierung, schauen uns abwartend, neugierig oder auch verschlossen an. Wir stellen uns und unser Anliegen vor und zeigen dann eine Folie mit Fotos von Jugendlichen: Wer ist wohl homo, wer hetero? Murmeln im Raum, erste Wortmeldungen: Der

schmächtige Junge mit dem Playboy-Häschen auf dem Shirt und dem «Schlafzimmerblick» ist schwul, ganz sicher. Und das kurzhaarige Mädchen, das aussieht wie ein Junge, muss eine Lesbe sein. So weit, so klar, so vorurteilsbeladen.

Dann beginnen wir jedoch von unserem jeweiligen Coming-out zu erzählen, und es passiert das, was mich bei jedem GLL-Schulbesuch aufs Neue fasziniert: Es wird ganz still im Raum, die Schülerinnen und Schüler hängen an den Lippen des Sprechenden und lauschen den im Kern stets ähnlichen und doch so verschiedenen Geschichten vom Erkennen des Andersseins. Die erste grosse Verunsicherung, die Angst vor der Reaktion der Eltern, der Freunde, schöne und bedrückende Erlebnisse, schliesslich das Gefühl, endlich mit sich im Reinen zu sein oder – im Falle von Eltern homosexueller Kinder – zu merken, dass man die Tochter oder den Sohn um nichts weniger liebt, nur weil sie lesbisch oder er schwul ist: Wir breiten einen Teil unseres Lebens vor den Schülern aus und geben damit der Worthülle «Homosexualität» ein Gesicht.

Und die Offenheit wird gegenseitig: In der anschließenden Fragerunde dürfen zur Abwechslung wir unsere Vorurteile ablegen, denn der junge Mann, den wir unter «obercooler Balkan-Macho, todsicher schwulenfeindlich» eingeordnet hatten, fragt uns plötzlich Löcher in den Bauch. Wie wird man eigentlich schwul oder lesbisch? Wollt ihr mal Kinder? Wurdet ihr schon mal dumm angemacht, weil ihr homosexuell seid? Und dann der Satz, den wir, weil er so schön ist, einfach mal nicht hinterfragen: «Wenn min beschte Fründ schwul wär, wärs keis Problem für mich.» Auch das ist Schulalltag im Jahr 2009.

GLL bietet Schulbesuche an und ermöglicht den Jugendlichen einen direkten und lebensnahen Zugang zum Thema Homosexualität. Jeweils ein schwuler Mann, eine lesbische Frau und ein Elternteil eines homosexuellen Kindes erzählen aus ihrem Leben, diskutieren übers Anderssein und stellen sich Fragen aus der Klasse. Das Angebot richtet sich an Schulen und Jugendorganisationen in der Deutschschweiz. www.gll.ch.

zu demonstrieren. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Clique: Sie gibt Orientierung und Halt, schafft aber auch Anpassungsdruck. Der Einzelne muss mithalten und sich klar von allem Nicht-Männlichen abgrenzen, von Frauen wie auch von Schwulen. Die Parallele zwischen Sexismus und Homophobie ist offensichtlich: Die Abwertung von Frauen geht oft ebenso auf die grosse Verunsicherung junger Männer zurück, die keine befriedigende emotionale und sexuelle Beziehung zum anderen Geschlecht finden.

Das führt zur Frage, wie weit kulturelle Aspekte das Entstehen von Homophobie beeinflussen. Angesichts der grossen Anzahl von Jugendlichen mit Migrationshintergrund bei uns ist dies sicher ein wichtiges Thema. Ich sehe hier aber die Gefahr von vorschnellen Antworten und monokausalen Erklärungen. Männliche Jugendliche aus patriarchalen Kulturen repräsentieren gewiss oft das klassische, einseitige Männerbild (Stichwort: Macho) und sind dadurch wohl weniger offen für differenzierte oder gar widersprüchliche Geschlechts-

rollenbilder. Zudem gehören sie häufig einer unterprivilegierten sozialen Schicht an, was ihre Sozialisation erschweren kann und sie für Projektionen auf Schwächere und Sündenböcke empfänglich macht. Trotzdem glaube ich nicht, dass man daraus den einfachen Schluss ziehen kann, dass Jugendliche aus andern Kulturen anfälliger für Homophobie wären als Schweizer. Und schon gar nicht sollte man die Tatsache der Migration als alleinige Ursache für ein bestimmtes Verhalten deuten, sondern eher als einen Faktor unter mehreren.